

Kommen Sie! Schlagen Sie!

Charly Schultz muss gegen Achterbahnen anreden – und gegen die moderne Welt. Denn warum sollten Leute heute noch einen Kirmesboxer sehen wollen?

Von Philipp Daum

Ein Opfer muss her. Ein Freiwilliger. Bloß nicht der Typ, der seit zehn Minuten von einem Bein aufs andere wackelt und die Fäuste schwingt. Betrunken machen bloß Ärger. Karl-Heinz Schultz, den alle nur Charly nennen, steht auf der Bühne, ein sonnenrotes Gesicht unter schwarzem Bandana, und späht sieben Treppenstufen hinunter ins Publikum. Über ihm blinken LED-Lichter, hinter ihm trennt der schwarze Vorhang die Bühne vom Zelt mit dem Ring. Ganz vorne in der Menge steht ein Mann in den Vierzigern, mit Brille. Charly greift sich das Mikro, das mit einem Spuckuch unwidrig ist: „Was ist mit Ihnen? Boxen? Trauen Sie es sich zu?“ „Nein“, sagt der Mann mit Brille. „Sehe ich auch so“, sagt Charly.

Man hat es nicht leicht als Besitzer einer Boxbude. Früher standen die Buden auf fast jedem Jahrmarkt, damals, als harte Männer tagsüber an großen Maschinen arbeiteten, sich nachmittags betranken und abends auf der Kirmes einander ins Bett prügelten. Heute gibt es noch genau zwei Boxbuden in Deutschland, Schultz, „Fight Club“ und „Live Boxen“ von Johann Heinen. Längst dominieren Achterbahnen eine Kirmes, die Standpreise ziehen mächtig an, Gemeinden haben Angst vor Schlägereien auf Volksfesten, Männer machen Yoga – und überhaupt haben Menschen, wenn sie sich amüsieren wollen, ein paar Alternativen zum Jahrmarkt. „Wir stehen mit dem Rücken zur Wand“, sagt Charly.

Düsseldorf, Rheinkirmes, am Eröffnungstag kurz nach acht. Zwischen Jahrmarkt-Café, Alpina-Bahn und Südtiroler Knödelstube hat sich eine Menschentraube vor dem „Fight Club“ von Charly Schultz versammelt. Neben Charly arbeiten sechs Boxer am Punchingball und schlagen Geraden in die Luft. Sie alle tragen Künstlernamen, denn Kirmesboxen gilt als anrüchig. Die Boxverbände verbieten, dass Amateurboxer fürs Kämpfen bezahlt werden; wird einer auf der Kirmes erwischt, droht ihm ein Jahr Turniersperre. Den Profiboxern dagegen ist der Jahrmarkt einfach zu unfein.

Insofern haften den sechs Figuren auf der Bühne etwas Tragisches an. Die sechs, das sind John aus Liverpool und Jean aus Frankreich, Jungs mit Bandana, Undercut und, nun ja, Schlägergesichtern. Im Mittelgewicht Ryan aus New Mexico, der zwischendurch auch mal „Mario Martini aus Rom“ genannt wird, und Marcel, der Luxemburger mit einer langen Narbe auf der Stirn. Auf der linken Bühnenecke arbeitet Tom Johnson am Punchingball, ein Mann mit der Ruhe eines Profis und dem Kinn von John Travolta. Der Hauptgewinn, mit weit mehr als 100 Kilo, heißt Waldemar und kommt aus Warschau, was sogar stimmen könnte – fast alle Kirmesboxer kommen heute aus Osteuropa. Auf seinem rechten Unterarm, wo eine Menge Platz ist, hat Waldemar den Kopf einer weiblichen Mumie tätowiert.

Wenn Charly „Parade macht“, wie Schausteller es nennen, wenn einer Publikum rekrutiert, dann läuft ein gut geschmiertes Getriebe an. Die ganze Prozedur beginnt damit, ein paar Leute freundlich anzumachen: „Was ist mit Ihnen? Sie haben schon gekämpft, das sehe ich an der Nase. Entweder hat der Mann hier

viele Kämpfe ausgetragen, oder er ist gegen einen Omnibus gelaufen.“ Wenn Charly Besucher wirbt, dann klingt das nicht wie diese typischen Achterbahnsprüche, die heute ohnehin meistens von Band kommen, von wegen „Eine neue Runde, eine neue Wahnsinnsfahrt“. Charly betont die Sätze wie kein anderer.

Ein typischer Charly-Schultz-Satz hat drei Teile: Der Anfang wird schnell dahinguschelt, gerne mit Wiederholungen. Die Mitte ist ein rhythmisches Stoppen und Stolpern, ein retardierendes Moment für das, was dann kommt. Das, was dann kommt, ist ein einzelnes Wort, vor dem angemessen pausiert wird und das Charly eine Oktave tiefer hinausrollt, wobei er die letzte Silbe eine gefühlte Unendlichkeit lang dehnt. Das klingt dann ungefähr so: „Komm her, komm her du, ich zahl tausend Euro, tausend Euro (schnell), wenn Sie meinen Mann – (Pause) – k. o. – (Pause) – schlagen – (lange Pause und dann ganz tief und laut:) KÖNNEEEN.“

Früher ist Charly oft selbst in den Ring gestiegen. Früher war er wer, Nummer drei der deutschen Berufsboxerrangliste, Saarmeister, südwestdeutscher Meister, internationaler Meister von Luxemburg. Früher, da sah er aus wie ein schöner Boris Becker mit Schnauzer, auf den er so stolz war, den hat er sich nicht mal wegen Muhammad Ali abrasiert. Charly traf Ali 1979 in Berlin in der Umkleidekabine, als er in seinem Rahmenprogramm kämpfte. Ali sagte: „Du bist ein großer Kämpfer, aber der Bart muss ab.“ Keine Chance, Charly boxte weiter, mit Schnauzer, bis er sich mit Mitte Zwanzig verletzte, mehrfacher Mittelhandknochenbruch der rechten Hand. Heute ist Charly 57 und längst nicht mehr Mittelgewicht, er boxt nicht mehr, aber er hat nie aufgehört zu kämpfen. Seine Waffe ist seine Stimme, mit ihr kämpft er um die Gunst eines immer verwöhnten Publikums. Charlys Stimme klingt immer heiser. Man könnte meinen, weil er die ganze Zeit schreien muss. Die Stimme sei immer schon so gewesen, sagt Charly.

Nach einer halben Stunde hat Charly fünf Herausforderer zusammen: einen Schüler aus Düsseldorf, einen dünnen blassen Kickboxer mit tätowierten Beinen, einen Lehramtsstudenten aus Meerbusch, eine Kickboxerin aus Recklinghausen und einen schwarzen Türsteher.

Zur Prozedur gehört immer eine Geschichte. Als der Lehramtsstudent die Bühne betritt und auf die Frage, woher er denn komme, Meerbusch antwortet, weiß Charly, dass er eine Geschichte hat. „MEERBUSCH?!“, fragt Charly. „Da wohnen doch nur die Millionäre.“ Seine Tochter habe mal ein Haus in Meerbusch kaufen wollen. „Sag ich: Kind, biste verückt? Das kann sich doch keiner leisten! Und jetzt kommt der Hammer: Da ist auch noch 'ne Einflugschneise! Und Sie kommen also aus Meerbusch und wollen Lehrer werden. SIE WOLLEN WIRKLICH BOXEN? Kein Schach spielen, kein Skat?“ Und schon haben wir den klassischen Fall vom reichen, verwöhnten Bengel, der lernen muss, dass das Leben außerhalb der eigenen Villa hart sein kann – und der hoffentlich mal so richtig verprügelt wird.

Die zweite Geschichte dieser Runde geht ganz anders. „Wo kommen Sie her?“, fragt Charly den schwarzen Türste-



Wer will gegen die schon antreten? Irgendeiner findet sich meistens doch, obwohl das Geschäft für Kirmesboxer kein einfaches ist.

Fotos Edgar Schoepf

her auf der Bühne. „Hier aus der Nähe.“ „Nein, wo kommen Sie wirklich her?“ Die ersten im Publikum verdrehen die Augen. „Na, von hier“, sagt der Türsteher. „Kommt wohl aus Lummerland“, grinst Charly nach unten, wo die Leute anfangen zu raunen. Und dann zieht Charly die Trumpfkarte: „Sind Sie betrunken?“, fragt er und lässt sich von der Kasse ein Röhrchen bringen, in das der Türsteher blasen soll (Alkohol vor dem Kampf ist verboten). Der Türsteher flucht und schlägt ein paar dicke Schwinger an den Boxsack. Das Publikum joht, der Türsteher hebt die Hände und lässt sich feiern. Spätestens jetzt wollen die Leute Blut sehen.

Im Zelt sind 200 Leute, sie stehen im Gras um den Boxing mit je einem weißen, blauen und gelben Seil herum. Sie haben für fünf Kämpfe sieben Euro bezahlt, jeder Kampf geht über zwei Runden zu einer Minute. Die Herausforderer haben freien Eintritt, aber das Preisgeld bekommen sie nur bei k. o.

Im ersten Kampf schlägt Jean Martinez den Schüler aus Düsseldorf so lange an die Niere, bis der bekifft aussieht. Im zweiten Kampf tritt der Kickboxer gegen Tom Johnson mit dem Travolta-Kinn an. Tom ist ungefähr doppelt so groß wie er, kämpft aber auf die sanfte Tour. Der Kickboxer versucht einen Dreh- und einen Sprungschlag, was das Publikum kurz aufwachen lässt, wird dann aber vom Ringrichter verwarnt. Nach dem Abpfiff bekommt Tom Johnson zwei Fistbumps und einen bewundernden Blick. Er hat natürlich nicht geschwitzt, der Profi. Dann tritt die Kickboxerin aus Recklinghausen gegen John aus Liverpool an. Statt zu boxen, legt ihr John die Handschuhe sanft auf den Kopf und tänzelt um sie herum. „Das sieht aus wie ein Ehestreit“, sagt ein Mann neben mir. „Aber es ist kein Geschirr in der Nähe“, antwortet seine Frau.

Draußen auf der Bühne wirbt Charly wieder Leute an. Er erklärt, welche Schläge im Kampf verboten sind und wechselt auf französischen Akzent. Neben ihm demonstriert der Luxemburger all das an Tom Johnson. Die beiden sehen aus wie Stewardessen bei der Sicherheitseinstellung. Charly sagt: „Verbotene Schläge: der Tiefschlag, der Nackenschlag, alle Schläge in die Weich-teil-é, das Stoßen mit dem Kopf-é, Knie hoch-rei-fenne, Gegner aus dem Ring raus-schleu-dérne, der Bäck-händ-ère, die Trümmerschlag-é.“

Draußen muss der angehende Lehrer aus Meerbusch ran, ausgerechnet gegen den dicken Waldemar. Zur Überraschung des Publikums kann der Lehrer boxen, er schlägt sich wacker, Waldemar kommt kaum aus der Deckung raus. Neben dem Ring zieht der Türsteher sein weißes Hemd aus und bindet es um die Hüfte. Er trägt schwarze Slipper aus Leder. Zwei Jungs bieten ihm ihre Turnschuhe an, aber niemand hier hat Größe 47. Also steigt er im Businessoutfit in den Ring. Sein Gegner ist Ryan aus New Mexico. Ryan ist der bad guy: Er nimmt den Türsteher in die Klammer und schiebt ihn gegen die Seile, immer wieder, bis das Publikum pfeift und der Ringrichter die beiden trennt. So übersteht er die erste Runde. Nach dem Pfiff geht der Türsteher mächtig ran, Ryan klammert, das Publikum buht, dann weicht der Türsteher einem Schwinger aus und trifft seinen Gegner am Kopf. Er geht zu Boden.

Der Ringrichter zählt bis zehn. Die Halle explodiert.

Charly steckt von draußen seinen Kopf durch den Vorhang, der Tribüne und Boxhalle trennt, und sagt: „Moment mal. Das war ein Nackenschlag. Ungültig.“

In diesem Moment passiert das, was Charly „eine Steigerung bringen“ nennt. Die Leute wollen nicht immer nur dieselben Kämpfe. Manchmal brauchen sie mehr: einen kleinen Verrat, eine Wiederauflage, eine Revanche.

Und so kommt es zu einem Rückkampf zwischen dem Türsteher und Ryan über fünf Runden, den der Türsteher in der zweiten Runde gewinnt. Steigerung bringen, das heißt auch, dass Charly mal einen Sumoring ins Programm nimmt. Auf der nächsten Station des „Fight Club“, der Cranger Kirmes in Herne, wird er einen Catcher dabei haben, Alkan, „genannt der Würger“.

Natürlich ist nicht alles echt. Viele der „Freiwilligen“ aus dem Publikum werden

später wiederkommen, auch der Türsteher, dann wird Charly wieder die Rassennummer abziehen. Sein Beruf ist es, Geschichten zu verkaufen, klassische Geschichten: Underdog gegen Bösewicht. Publikumsliebhaber gegen Arschloch. Und Charly weiß, dass, wer eine gute Geschichte verkaufen will, sein Handwerk können muss. Und notfalls, sagt Charly, steigt er auch selbst wieder in den Ring, er sei ohnehin der beste Boxer, den er jemals dabei gehabt habe.

rowohlt

www.rowohlt.de

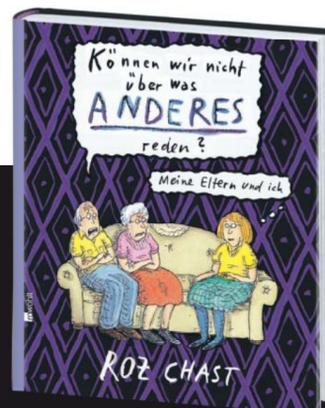


Charly schreit und rekrutiert – „Parade machen“ nennt man das.

«Todkomisch.»

Süddeutsche Zeitung

Ein ehrlicher und origineller Erfahrungsbericht der New Yorker Illustratorin Roz Chast über die Hinfälligkeit ihrer Eltern.



© Roz Chast